

71. Jahrgang – Heft 1

Januar/Februar 2019

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen



Das Geheimnis
und das Ganze

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

DAS GEHEIMNIS UND DAS GANZE

Inhalt

Wort des Schriftleiters	1
Wolfram Zoller: Vom Leuchten des Geheimnisses – Märchen, Mystik und Mysterium	2
Neues Forum-Heft: Rudolf Daur (1892–1976)	6
Michael Großmann: Philosophie und Geheimnis – Gibt es Grenzen des Denkens?, Teil 1	7
Buchbesprechungen	21
Termine	28
Informationen	28
Nachruf	28
Zitate: Das Geheimnis	III

Zweimonatschrift

des Bundes für Freies Christentum e. V.
www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms
E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672,
Fax - 7655619
E-Mail: info@bund-freies-christentum.de

Druck

DCC Kästl,
Schönbergstraße 45-47
73760 Ostfildern

Schriftleitung

Kurt Bangert
Mondorfstraße 39
61231 Bad Nauheim
Telefon 06032 / 92 52 050
E-Mail: kontakt@kurtbangert.de

Autoren

Wolfram Zoller
Oberstudienrat i.R.
Ulrich-von Hutten-Straße 61
70825 Korntal-Münchingen
E-Mail: Wolfram.Zoller@gmx.de

Dr. Michael Großmann
Scherwiller Straße 39
77855 Achern
E-Mail: mjgrossmann@t-online.de

Wort des Schriftleiters

Das Geheimnis und das Ganze

Ich habe Gott überall erblickt und niemals begriffen“, hat der französische Lyriker Alphonse de Lamartine einmal gesagt. Kann man Gott begreifen? Theologen sprechen von Gott gerne als von einem „Geheimnis“. Rudolf Bultmann erklärte, dass wenn wir über Gott zu reden beginnen, dieses Reden sogleich seinen Gegenstand, Gott, verliert, weil jedes „Reden über“ einen Standpunkt außerhalb von Gott voraussetze. Aber kann man sich außerhalb oder oberhalb von Gott begeben? Wohl kaum. Auch ist Gott kein objektives Wesen; eher ist er eine Erfahrung, die den Menschen unmittelbar betrifft und persönlich angeht. Und: Können wir Gott nicht überall erblicken, wie Lamartine sagt, statt ihn oberhalb der Wolken oder jenseits der Sterne zu vermuten?

Auf der Jahrestagung des *Bundes für Freies Christentum* in Bad Boll (wir berichteten) ging es um das *Heilige*, um das *mysterium tremendum et fascinans*, also um die Begegnung mit jenem Geheimnis, das uns zugleich entzückt und erschauern lässt. Mystische Erfahrungen sind innerlich wie auch äußerlich; innerlich, weil wir sie in unserem Innersten erleben; äußerlich, weil sie gleichsam über uns hereinbrechen, uns widerfahren, uns von außen zufallen.

Nun wird nicht jeder von uns mystische Erfahrungen gemacht haben. Aber jeder von uns wird gerne zugeben, dass es Dimensionen unseres Daseins gibt, die unserer Erkenntnis entzogen bleiben. Es gibt einen Bereich des Wissens und einen Bereich des Nicht-Wissens. Die „Wissenschaftler“ befassen sich viel

lieber mit dem, was sie (noch) nicht wissen, als mit dem, was sie schon wissen. Denn nur, wenn sie sich mit Unerforschtem befassen, können sie hoffen, etwas Neues zu entdecken. Es gibt noch so viel Unerforschtes, Unerklärliches, Geheimnisvolles, Mysteriöses. Die Welt ist voller Geheimnisse. Dennoch: vielleicht müssen die meisten von uns sich darin bescheiden, das Geheimnisvolle nicht dort zu suchen, wo wir nicht hinschauen können (etwa jenseits des sichtbaren Universums), sondern gerade in den Zuständen zu erkennen, die sichtbar vor unseren Augen liegen. Denn nur über das, was wir erkennen, ja begreifen, können wir uns auch wundern. Ich sehe keinen Widerspruch darin, Dinge, die sich kausal-deterministisch erklären lassen, zugleich uneingeschränkt zu bewundern.

In diesem Heft geht es um Geheimnisse; und ums Ganze. Wolfram Zoller spricht vom Leuchten des Geheimnisses, das uns widerfährt, wenn wir uns unserer Verbundenheit mit dem Ganzen bewusst werden. (Wir drucken diesen schönen Beitrag ab, obwohl er 2001 schon einmal im *Freien Christentum* publiziert worden war.) Michael Großmann stellt eine Philosophie des Geheimnisses vor, die uns etwas über Sichtbares und Unsichtbares, über Grenzen und Jenseitiges, über Ausagbares und Unausprechliches, über Subjektives und Objektives, über Partikulares und das Ganze zu erzählen vermag. Beiden Beiträgen gemeinsam ist, dass sie sich von Gemälden inspirieren lassen. □

Kurt Bangert

Vom Leuchten des Geheimnisses

Märchen, Mystik und Mysterium // Wolfram Zoller



Mit „Eisenhans“ ist dieses geheimnisvolle Gemälde des schwäbischen Malers Fritz Genkinger betitelt. Wer ist Eisenhans? Das wenig bekannte Märchen der Gebrüder Grimm erzählt von einem rohen, nackten, wie rostiges Eisen gebräunten Unhold auf dem Grund eines Mooreeses im tiefen Wald, der alles, was in die Nähe kam, in seine Tiefe hinabzog, so dass mancher Ritter des Königs spurlos verschwand, bis end-

lich die Ursache entdeckt wurde. Da ließ der König den See ausschöpfen und sperrte das unheimliche Wesen in einen Käfig auf seinem Schloss. Eines Tages fällt dem spielenden Königsjungen sein goldener Ball durch die Gitterstäbe, und Eisenhans ist nur bereit, ihm den Ball zurückzugeben, wenn der Junge den Schlüssel zum Käfig aus dem Versteck unter dem Kopfkissen seiner Mutter, der Königin, entwendet und ihm die

Kerkertür zur Freiheit aufschließt. So geschieht es schließlich auch, und mit dieser Befreiung setzt sich nun die geheimnisvolle Geschichte der gegenseitigen Hilfe und Erlösung fort, an deren Ende der Königssohn mit Eisenhansens Hilfe ein Königreich und dazu dessen Königstochter gewinnt. Auf dem Hochzeitsfest aber erscheint Eisenhans in der Pracht eines großen Königs, selbst erlöst vom Fluch seiner grausamen Verzauberung.

Tiefe psychologische Wahrheit

Schon als Kind hat mich dieses Märchen in seiner Rätselhaftigkeit fasziniert. Umso mehr nahm mich dann 1984 Genkingers Bild auf einer Ausstellung seiner Werke gefangen. Der Künstler hat jenen Moment festgehalten, als der goldene Ball des Königssohnes in Eisenhanses Käfig gerollt war. Jetzt in der Nacht vor seiner Befreiung umschließt er den Ball innig mit seinen Händen, er wird zum Zentrum seines Daseins, denn in ihm liegt ja das Ende seiner Verfluchung und der Keim seiner Erlösung beschlossen. Darum leuchtet der Ball wie eine Sonne, deren Glut den schrecklichen Fluch verbrennen und deren Licht seine Nacht weichen lassen wird.

Das ganze Märchen spricht tiefe psychologische Wahrheit aus. Doch nicht sie soll uns jetzt beschäftigen, sondern allein das Bild als Symbol

für das, worum unsere Gedanken in diesen Tagen kreisen. Denn von Anfang an sah ich darin den künstlerischen Versuch, das große Gottesgeheimnis auszudrücken, das die leuchtende Mitte unserer Existenz ist, das Lebenslicht in unserer nächsten Unerlöstheit.

Was nicht leuchtet, lässt mich kalt, es mag noch so richtig und wichtig sein.

Dieses numinose Leuchten habe ich zeitlebens als den Inbegriff meiner und aller Religiosität begriffen. Was nicht leuchtet, lässt mich kalt, es mag noch so richtig und wichtig sein, und es geht uns wohl allen so. Ich denke an ein Schlüsselerlebnis meiner Jugend, als auf einer Freizeit bei der Bibelarbeit über den Fischzug des Petrus diese Geschichte und vor allem das Wort Jesu „Fahret hinaus auf die Höhe, dass ihr einen Zug tut!“ mir aufging wie die Sonne und meinem Leben einen entscheidenden Impuls gab bis heute. Ein geheimnisvoller Wille hatte über mich Macht gewonnen. Und von da aus begannen dann noch andere Bibelworte zu leuchten, ja dieses Licht legte sich auf vieles mehr noch: Menschen etwa, Kirchenräume, musikalische Erlebnisse und ganz besonders die Wunder der Natur. Würde mir dieses faszinierende Leuchten verloren gehen, ich wüsste nicht, was mir

Religion und Glaube dann noch bedeuten sollten.

Aber was geschieht da eigentlich, wenn uns das Mysterium ergreift? Das leuchtende Geheimnis, das uns anrührt, ist ja nicht ein Rätsel, das wir auflösen können und das wir dann als ausgereizt und erledigt auf die Seite legen. Über das Geheimnis sind wir nicht Herr wie über das Rätsel, sondern umgekehrt: Das Geheimnis ist Herr über uns, denn es übersteigt uns unendlich. Wir können uns ihm wohl nähern, sogar ein Stück weit in es eindringen – immer *bleibt* es aber Geheimnis.

Faszination des Mysteriums

Gerade deshalb, denke ich, fasziniert es uns, und zwar nicht nur das beglückende *mysterium fascinans* oder das erhebende *augustum*, sondern auch das *tremendum* in seinem erschreckenden Glanz. Was aber ist das Wesen dieser Faszination? Ich denke, das hängt mit unserer Signatur als endliche, aber entscheidungsfähige Wesen zusammen. Wir haben auf der einen Seite ein Bewusstsein unserer Begrenztheit und Fehlbarkeit, ein Bewusstsein nicht nur im Kopf, sondern noch viel mehr im Bauch. Es ist das Bewusstsein eines Eingesperrtseins in enge Schranken, und darum sind wir, wie Eisenhans im Sumpf, dem Drang ausgeliefert, alles in unsere Tiefe hinabziehen und vereinnahmen zu müssen, um uns in der beschränkten Zeit

zu behaupten, koste es, was es wolle. Wo das aber nicht gelingt, herrschen Angst und verzweifelte Gier oder ebenso verzweifelter Ekel.

Wenn aber – und das ist die andere Seite – das Heilige uns begegnet und ergreift, dann als die Erfahrung einer das Ganze umgreifenden und beherrschenden Übermacht. Durch sie wird unser kleines, auf sich selbst bezogenes Ich ins Netzwerk des Ganzen eingebettet und dadurch unendlich relativiert wie ebenso unendlich erhöht, eben als ein Knoten im Netz dieses geheimnisvollen Ganzen. Darin liegt unsere Erlösung, unser Heilwerden, und das heißt gleichzeitig tiefste Infragestellung und Erschütterung wie noch mehr tiefste Bejahung und Beglückung. Das Glühen und Leuchten der Faszination scheint mir in der befreienden Gewissheit zu liegen, die uns in der Begegnung mit dem Heiligen intuitiv überfällt: *Hier* liegt die Lösung des Rätsels meines Daseins, *jetzt* beantwortet sich die Frage, die ich in Person selber bin: Wer bin ich? Und was soll ich? Das ist das Faszinierende und Leuchtende, dass mein – und nicht nur mein! – Rätsel aufgehoben ist im großen Geheimnis Gottes. Ohne dieses Leuchten fehlt unserem Glauben die Lebendigkeit. Aber freilich: Dieses Licht könnten wir uns nicht selber machen, es muss in unser Leben eintreten, so wie der goldene Ball des Königssohnes in den Käfig von Eisenhans hineingerollt kommt.

Ein kritischer Einwurf ist freilich nötig: Ich will nicht verhehlen, dass das Leuchten für sich allein nicht eindeutig ist. Der *sensus numinis* kann bei den *Fenstern* stehen bleiben, durch die das Licht des letzten Geheimnisses uns zuleuchtet, anstatt durchs Fenster *hindurch* zu blicken hin zur Quelle des Lichts, zum Ganzen hin. Und so können endliche Größen, die uns vereinnahmen, verhängnisvoll zu leuchten anfangen: Blut und Boden, Rasse und Ehre, Nation und Klasse, Eros und Sexus, Wissen und Macht. Wie hat solches Leuchten unzählige Menschen in Tod und Verderben gestürzt! Wo sich das numinose Erleben aufs Bedingte statt aufs Unbedingte fixiert, da sind wir, wie Tillich gezeigt hat, im Herrschaftsgebiet des Dämonischen. Auch Satan leuchtet im numinosen Glanz seines vorletzten Geheimnisses.

Was leuchtet mir da?

Auf das Glühen und Leuchten allein können wir uns also nicht verlassen. Es gibt Lichter *und* Irrlichter, heilsame *und* verderbliche Numina. Dazu aber hat Gott uns die Ratio gegeben, daß wir fragen können: Was leuchtet da? Was wird da numinos, also mit unbedingtem Anspruch erlebt? *Welches* Geheimnis ergreift uns da? Das Mysterium bedarf des Antagonisten Ratio: ärgerliche, aber unumgängliche Paradoxie unseres Glaubens.

Gibt die Ratio auch *Antwort* auf diese Fragen? Das wohl nicht, aber sie kann dazu *helfen*, wenn sie zu bedenken gibt: Das wahre Geheimnis kann nur jenes sein, welches das Ganze umfasst und so jedem Einzelnen sein Ja und Nein zuweist, sein Existenzrecht wie seine Grenze im Netz des Ganzen. Gibt es dafür einen tieferen Ausdruck als den der Bibel, wenn sie als das wahre Wesen und Geheimnis Gottes die Liebe beschreibt, die sowohl mich wie alle Wesen umfasst? So hat es Jesus als Sohn, so hat es Paulus als Feind erlebt, so haben es Menschen auf der Schwelle des Todes und in mystischen Entrückungen erfahren. Was den Geist der Liebe atmet, das ist wahrhaft aus Gott und hebt uns ins Heil, in die Ganzheit. Darum leuchtet die Gestalt Jesu in so unvergänglichem Licht, und die Widerspiegelung dieser Liebe im Zeugnis der Bibel ist es, was dieses Menschenwort zum Gotteswort macht.

*Wenn das Heilige uns ergreift,
dann als die Erfahrung einer
das Ganze beherrschenden
Übermacht.*

In der Liebe also, im liebenden Hineingenommenwerden in das Geheimnis des Ganzen, da leuchtet das Urgeheimnis Gottes. *Das* ist es, was – wie Paulus sagt – „kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz

(von selbst) gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn (als Antwort auf seine Liebe) lieben.“ Eben das aber, fährt er fort, „hat uns Gott offenbart durch seinen Geist, denn der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit“ (1Kor 2,9 f.). Das Leuchten aber dieser Tiefe, dieses Geheimnisses hat er in jenem anderen Wort beschrieben: „Gott, der sprach: ‚Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten!‘, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben“, nämlich „die Erleuchtung zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes“. In welchem Fenster aber erleuchtet uns dieses Licht? „Im Angesicht Jesu Christi“ (2Kor 4,6). Die tiefste Tiefe der Gottheit, sein Urgeheimnis, offenbart sich für Christen also in jener Liebe, wie sie uns so faszinierend – schenkend wie fordernd – im Angesicht Jesu Christi entgegenstrahlt. Dieses Urgeheimnis gilt es zu umfassen und zu hüten, so, wie Eisenhans den golden strahlenden Ball im Käfig innig umschließt. Denn dieses Geheimnis will und kann auch unsere Käfigtüren auftun. □

Der hier abgedruckte Beitrag geht auf eine Andacht zurück, die Wolfram Zoller, Oberstudienrat i.R., bereits 2000 als Andacht bei einer Jahrestagung des *Bundes für Freies Christentum* gehalten hatte. Aufgrund der bleibenden Aktualität haben wir uns entschlossen, diesen Aufsatz hier erneut zu veröffentlichen. Für die Abdruckgenehmigung des Bildes „Eisenhans II“ von Fritz Genkinger, hier nur in schwarz-weiß abgebildet, sei dem Künstler herzlich gedankt.

Neues Forum-Heft

✦ Rudolf Daur (1892–1976)

Rudolf Daur war einer der herausragenden Persönlichkeiten des freien Protestantismus in Deutschland. Er stammte aus dem Pietismus, war aber theologisch liberal gesonnen, etwa auf der Linie Albert Schweitzers. Daur war ein hochgeschätzter Prediger und Seelsorger in Stuttgart und von 1960 bis 1970 Präsident des *Bundes für Freies Christentum*. Viele Anliegen dieses Theologen verdienen es auch heute noch, beachtet und für unsere Zeit fruchtbar gemacht zu werden.

Andreas Rössler, ehemaliger Schriftleiter dieser Zeitschrift und seit nunmehr 50 Jahren Mitglied im *Bund* (s. dazu Heft 6/2018, S. 168), kannte Daur noch persönlich und hat sich der Aufgabe gestellt, ein Forum-Heft über Rudolf Daur zu verfassen, um diesen überzeugenden Repräsentanten des liberalen Christentums in besonderer Weise zu würdigen.

Daur war zwar ein Anhänger der historisch-kritischen Methode, aber seine Theologie war stets aufbauend und konstruktiv, sein Anliegen ein seelsorgerliches. Im neuen Forum-Heft schildert Rössler Leben und Werk Daur, bringt zahlreiche Zitate aus seinen Predigten sowie beispielhaft einige originale Texte Daur. Hinzu kommen Stimmen zu Daur, Lebensdaten, Literatur sowie ein Verzeichnis seiner gedruckten Predigten. Das Forum-Heft Nr. 56 kann bei der Geschäftsstelle für 5 Euro zzgl. Versandkosten bestellt werden. □

Philosophie und Geheimnis

Gibt es Grenzen des Denkens?, Teil 1 // Michael Großmann

Mit diesem Aufsatz über Philosophie und Denken, Geheimnis und Gehirn, Grenzen und Unendlichkeiten geht Michael Großmann aufs Ganze: Denn das Ganze ist der Hauptgegenstand der Philosophie – im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, die sich in der Regel nur mit begrenzten Phänomenen befassen. Wir Menschen sind begrenzte Wesen, die jedoch in der Lage sind, über sich selbst hinauszudenken, d.h. sich selbst zu transzendieren. Die Selbsttranszendenz zum Ganzen hin ist denn auch das Ziel nicht nur der Philosophie, sondern auch der Religion und des wahren Menschseins. (kb)

Einleitung

Der *Museo del Prado* in Madrid beherbergt eines der meistdiskutierten Gemälde der Kunstgeschichte: *Die Hoffräulein*. Das Mitte des 17. Jahrhunderts entstandene Bild zeigt die Infantin Margarita und einige Personen des Hofstaats in einem Raum des königlichen Palastes. Auch der Maler des Werkes – Diego de Silva y Velázquez – tritt in Erscheinung: Er steht hinter einer übermannshohen Leinwand. An dieser Leinwand, von der wir nur die Rückseite sehen, geht er offensichtlich gerade seiner Arbeit nach, denn in der rechten Hand hält er einen Pinsel, in der linken die Palette. Alle Personen blicken in Richtung des Betrachters, scheinen uns also anzusehen. An der Wand im Hintergrund ist eine Tür zu erkennen, die offenbar

von jener Person geöffnet wurde, die gerade im Begriff zu sein scheint, den Raum zu betreten. Es handelt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um den Hofmarschall José Nieto. Sein Erscheinen deutet darauf hin, dass sich auch das Königspaar im Raum befinden muss. Und tatsächlich: Die besagte Wand ist nicht nur über und über mit Gemälden behängt. Mitten unter diesen Bildern befindet sich ein Spiegel, in dem Philipp IV. und seine Frau zu sehen sind.

Was ist so faszinierend an diesem Bild? Was bewog z.B. Velázquez' Zeitgenossen Luca Giordano dazu, in diesem Gemälde die „Theologie des Malens“ dargestellt zu wissen? Eine Antwort auf diese Fragen dürfte sein, dass es sich bei den *Hoffräulein* ohne Zweifel – ich schließe mich hier dem Urteil des englischen Malers Thomas



„Las Meninas“ – zu deutsch: „Die Hoffräulein“ –
ist ein Gemälde des spanischen Barock-Malers Diego Velázquez (1599–1660).
Das 3,18x2,76 m große Gemälde entstand 1656; es befindet sich im
Museo del Prado in Madrid und gilt als das bedeutendste Werk des Künstlers.

Lawrence an – um ein „Werk über die Philosophie der Kunst“ handelt. Dieses Bild ist nicht nur Ausdruck malerischer Meisterschaft. Es erweist sich darüber hinaus ganz allgemein als Meta-Bild, als gemalte Reflexion über das Malen. Und im Besonderen stellt es – hier wären wir beim Thema – auch eine Meditation über Grenzen und Geheimnisse dar. Beachten wir zunächst die Grenzen: Auf den ersten Blick liegt ein klar beschränkter Bildraum vor uns: das Atelier des Künstlers inmitten des königlichen Palastes. Auf den zweiten Blick aber erkennen wir, dass sich der Raum weitet, dass Grenzen überschritten werden, die wir nicht sofort wahrnehmen:

- Der Hofmarschall an der Tür steht auf einer Treppe, die den Aufstieg zu einem benachbarten Raum erahnen lässt.
- Indem die Personen den Betrachter anblicken, überwinden sie nicht nur die Grenzen des Bildes, sie beziehen auf diese Weise uns und den uns umgebenden Raum in das Geschehen ein.
- Vor allem Velázquez selbst weckt unser Interesse: Er scheint etwas zu malen, das sich in seiner Perspektive dort befindet, wo wir stehen, wenn wir das Bild betrachten.

Inwiefern können diese wenigen skizzenhaften Beobachtungen für philosophisches Nachdenken über Grenzen fruchtbar gemacht werden? Zunächst einmal so, dass wir festhalten: Um

überhaupt etwas sehen, etwas erkennen zu können, benötigen wir den Begriff der Grenze. Gegenstände sind nur als solche identifizierbar, weil sie von anderem, was sie nicht sind, abgegrenzt werden können. Wann immer wir also sagen: „Es gibt ein x“, muss dieses x etwas Begrenztes sein. Bis ins 19. Jahrhundert war z.B. in der Logik das Wort *Determination* geläufig, das die *Begriffsbestimmung* bezeichnet, in seiner lateinischen Bedeutung jedoch nichts anderes als *Abgrenzung* heißt. Aber Grenzen legen immer auch ihr Überschreiten nahe. Denn wenn wir eine Grenze als solche erkennen, sind wir in diesem Verstehen schon wieder über sie hinaus.¹ Außerdem liegt jeder Begrenzung das Grenzenlose als eine Art Raum der Möglichkeiten voraus. Das Grenzenlose ist nicht das Gegenteil des Begrenzten – zumindest nicht in dem Sinne, in dem beispielsweise ein Nicht-Elefant das Gegenteil eines Elefanten ist. Denn unter dem Begriff des Nicht-Elefanten können wir Gegenstände subsumieren und diese damit gegen die Gegenstände abgrenzen, die wir als Elefanten bezeichnen. Das Grenzenlose aber ist ja selbst wiederum nicht abgegrenzt, kann also nicht näher im Raum der Gegenständlichkeit verortet werden. Es bleibt dann also nur

¹ Vgl. Helmut Girndt, Art. Grenze, in: Petra Kolmer / Armin G. Wildfeuer (Hg.), *Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe*, Bd. 2, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 2011, S. (1103-1114) 1103.

die Folgerung, dass am Grenzenlosen das Verstehen scheitert.²

Damit sind wir bereits beim Geheimnis angelangt. Als *Geheimnis* sei hier das bezeichnet, was durch rationales Denken nicht erreichbar ist. Damit heben wir es ab vom Rätsel: Ein *Rätsel* wird gelöst, ein *Geheimnis* wird gelüftet. Vielleicht können wir sagen: Während die Arbeit an einem Rätsel eine Aktivität, eine Handlung darstellt, ist die Begegnung mit einem Geheimnis ein Widerfahrnis, in dessen Rahmen wir eher passiv, erleidend bleiben. Auch in den *Hoffräulein* verbirgt sich manches Geheimnis. Das vielleicht größte dürfte in der Frage zu finden sein, was das Bild im Bild eigentlich darstellt. Was malt der gemalte Velázquez? Nehmen wir einmal an, es wäre in einem bisher unerschlossenen Archiv ein Schriftstück aufgetaucht, das von Velázquez selbst verfasst wurde und in dem die vermeintliche Lösung schwarz auf weiß steht: „Auf der nicht zu sehenden Vorderseite der Leinwand befindet sich ein Portrait des spanischen Königspaars.“ Stünden wir in diesem Fall dann nicht vor einem Rätsel, das mittels der Handschrift gelöst worden wäre? Nein, ganz und gar nicht! Ein Maler, der einen Teil des Bildraums verdeckt hält, ein Schriftsteller, der eine Leerstelle ungefüllt lässt, ein Filmregisseur, der die Handlung

mit einem so genannten *MacGuffin*³ in Gang bringt: Sie alle können nicht im Nachhinein eine Auflösung präsentieren und diese als allein verbindliche festlegen. Ein Künstler, der sein Werk vollendet hat, muss es gleichsam in die Welt hinaus entlassen. Er muss es zur Interpretation freigeben; es gehört nicht mehr ihm allein und ist daher nicht seiner Deutungshoheit unterworfen.

Schlagen wir nun wieder den Bogen zu unserem Thema: So, wie sich ein Gemälde als gemaltes mit dem Malen beschäftigen kann, kann und muss sich auch Philosophie denkend mit dem Denken beschäftigen. Insofern ist ihr bereits in ihren Anfängen die Suche nach dem Geheimnis eingeschrieben, denn im Prozess des ständigen Hinterfragens geht sie buchstäblich aufs Ganze. Das Programm, das sich aus dieser Stoßrichtung ergibt, nennen wir *Metaphysik*. Metaphysik, das ist die Frage nach allem: nach dem, was es gibt und was es nicht gibt, und nach dem Grund all dessen.

Schon der nach unserer Kenntnis erste Satz der griechischen Philosophie – geäußert von dem Vorsokratiker Anaximander – versucht, eine Antwort auf diese Frage zu geben: „Woraus aber die Dinge ihre Entste-

3 Dieser von Alfred Hitchcock geprägte Begriff bezeichnet ein Element, das die Handlung zwar vorantreibt, selbst aber nicht näher bestimmt wird. Hitchcocks Filme sind voller MacGuffins: so z.B., wenn in *Der unsichtbare Dritte* von „Regierungsgeheimnissen“ die Rede ist, die niemals gelüftet werden.

2 Vgl. ebd.

hung haben, darein finde auch ihr Untergang statt, gemäß der Schuldigkeit. Denn sie leisteten einander Sühne und Buße für ihre Ungerechtigkeit, gemäß der Verordnung der Zeit.“⁴

Der Urgrund der Dinge, von dem hier die Rede ist, ist das *apeiron*: das Unendliche, das Unbestimmte. Eben das Grenzenlose, aus dem alles Begrenzte hervorgeht und in das es wieder eingehen wird. Anaximanders Worte sind schwer zu deuten und insofern selbst von einer Aura des Geheimnisses umgeben. Zugleich fehlt seiner Spekulation noch eine Besinnung darauf, wie weit unser Erkennen überhaupt reicht. Diese Reflexion auf die *Grenzen des Wissens* setzt spätestens bei Sokrates ein. Sokrates' Methode besteht darin, mit feiner Ironie die Wissensansprüche seiner Gesprächspartner als voreilig zu entlarven. Seine subversive Strategie gipfelt in den berühmten Worten: „Ich weiß, dass ich nichts weiß.“ Platon wiederum, Schüler des Sokrates und der vielleicht einflussreichste Philosoph der Menschheitsgeschichte, legt mit seiner Lehre, dass die Seele Zugang zu den Ideen findet, weil sie sich an dieselben aus einem früheren Leben erinnert, den Grundstein für eine Metaphysik, die ihre eigenen Grundlagen bedenkt.

Bereits dieser hier nur kurz skizzierte Verlauf der Geburtsstunde der abendländischen Philosophie zeigt:

4 In der Übersetzung von Wilhelm Capelle (Hg.), *Die Vorsokratiker*, Kröner: Stuttgart 1968, S. 82.

„[D]er Weg des Geistes [...] ist der Umweg“⁵. Er verläuft oft bogen- oder gar kreisförmig, zyklisch oder als Spirale.⁶ Wenn im Denken Grenzen gezogen werden, ist dies kein linearer Prozess. Wir sollten uns diesen Vorgang nicht so vorstellen, als würde das Territorium unseres Wissens geradlinig und bruchlos erweitert. Als die Portugiesen im 15. Jahrhundert auf ihrer Suche nach dem Seeweg nach Indien die afrikanische Westküste entlangsegelten, setzten sie, je weiter sie kamen, an herausragenden Landmarken steinerne Kreuze – die so genannten *padrões* – als Zeichen der Inbesitznahme. Das gewonnene geographische Wissen ließ sich kartographisch erfassen und auf diese Weise ein für alle Mal als Bestand sichern. Zwar blieb der noch unerforschte Teil der Welt zunächst ein Rätsel. Er schien – schenken wir den Illustrationen in mittelalterlichen Karten Glauben – von allerlei Fabelwesen wie Drachen und hundeköpfigen Menschen bevölkert zu sein. Doch mit jedem neuen Unternehmen der Seefahrt wurde dieser Raum des Ungewissen kleiner und die Chimären der Fantasie wurden durch die Gegenstände der Realität ersetzt.

5 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie I*, in: ders., *Werke in 20 Bänden*, Bd. 18, Suhrkamp: Frankfurt a.M. 1979, S. 54.

6 Siehe dazu Vittorio Hösle, *Wahrheit und Geschichte. Studien zur Struktur der Philosophiegeschichte unter paradigmatischer Analyse der Entwicklung von Parmenides bis Platon*, frommann-holzboog: Stuttgart – Bad Cannstatt 1984.

Auf den ersten Blick scheint dieses stetige Weiten der Grenzen als Modell für eine Analogiebildung zu taugen: Ist es nicht auch in der Philosophie so, dass wir den Raum des Wissens durchkreuzen, hinter dem das Ungewisse liegt? Erreichen wir im Denken nicht zuletzt auch die äußersten Grenzen, die wir dann ebenfalls überschreiten – um dann wahlweise auf Gott oder auf das Nichts zu treffen? Nein. So vollzieht sich der Fortschritt in der Metaphysik nicht. Die Grenzerweiterungen der Philosophie sollten wir uns anders vorstellen. Es könnte sich nämlich zeigen, dass wir im Gegensatz zu den Seefahrern und ihren Nachfolgern, den Weltraumsonden, die Fabelwesen und Chimären nicht eliminieren, wenn wir neues Territorium erobern, sondern dass wir neue erschaffen. Jenseits der Grenzen des Denkens wartet oft nicht das große Geheimnis, sondern der blühende Unsinn.

Grenzgänger: Ludwig Wittgensteins Denkweg ...

An dieser Stelle sei auf einen Philosophen eingegangen, an dessen Weg sich beispielhaft zeigen lässt, wie wir uns die Grenzen des Denkens vorzustellen haben und wie sich zugleich im letzten Jahrhundert das Selbstverständnis der Philosophie verändert hat: Ludwig Wittgenstein. Wittgenstein fasziniert gleichermaßen durch seine Biographie und sein Werk.

Das einzige – neben einem Wörterbuch für Volksschüler – zu seinen Lebzeiten veröffentlichte Buch ist die *Logisch-philosophische Abhandlung*. In diesem schmalen Band will Wittgenstein „dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken. Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müssten also denken können, was sich nicht denken läßt).“⁷

Sein Ausgangspunkt liegt in einer zentralen Einsicht, die bereits in der Philosophie des 18. Jahrhunderts vorbereitet wurde, jedoch erst zu Wittgensteins Lebzeiten ihre volle Durchschlagskraft entfaltete: Denken vollzieht sich sprachlich! Es wird durch Sprache geformt und deshalb wird seine Grenze „also nur in der Sprache gezogen werden können, und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.“⁸ Wir können die Grenze unseres Denkens nicht überspringen; von daher ist es folgerichtig, dass Wittgenstein von der Philosophie fordert, sie solle „das Udenkbare von innen durch das Denkbare begrenzen“⁹.

Das also ist sein Ziel. Aber wo liegt sein Problem? Es liegt in der Frage,

⁷ Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, in: ders., Werkausgabe, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1989, S. (7-85) 9. Im Folgenden werden die Aussagen des *Tractatus* ihrer dortigen Nummerierung entsprechend zitiert.

⁸ Ebd.

⁹ TLP 4.114

die sich wahrscheinlich jeder von uns schon einmal gestellt hat: Wie hängt unser Denken mit der Welt zusammen? Wie lässt es sich begreifen, dass wir uns mit Aussagen auf die Wirklichkeit beziehen können? Eine erste Antwort könnte lauten: Unsere Aussagen bilden die Wirklichkeit einfach ab. Wenn wir z.B. sagen: „Auf der Straße steht ein Auto“, dann bilden wir mit dieser Aussage trivialerweise die Tatsache ab, dass dort eben ein Auto steht. Aber wie genau kann diese Abbildung funktionieren? Die Wörter selbst z.B. besitzen ja keine Ähnlichkeit mit den Gegenständen, die sie bezeichnen¹⁰ – und ganze Sätze erst recht nicht. Um dem Missverständnis vorzubeugen, es läge eine auf Ähnlichkeit beruhende Abbildung vor, hält Wittgenstein zunächst fest, dass die Welt nicht aus Dingen, sondern aus Tatsachen besteht.¹¹ Der Gedanke ist das „logische Bild“ dieser Tatsachen.¹² Aber was bedeutet das? Hier gelangen wir bereits an den Rand des Sagbaren. Wittgenstein erläutert die Beziehung zwischen Sprache und dem, worüber sie spricht, mit einem Beispiel: „Die Grammophonplatte, der musikalische Gedanke, die Notenschrift, die Schallwellen, stehen alle in einer abbildenden internen Beziehung zueinander, die zwischen

Sprache und Welt besteht. Ihnen allen ist der logische Bau gemeinsam.“¹³

Viel schlauer sind wir dadurch allerdings nicht geworden: Wir gehen natürlich davon aus, dass unsere Sprache, unsere Gedanken mit der Welt zusammenhängen. Dieser Zusammenhang ist darin begründet, dass beiden Seiten dieselbe „logische Form“ zukommt. Aber wir können diesen Zusammenhang nicht mehr *in der Sprache* beschreiben. Es ist auch klar, warum wir dazu nicht in der Lage sind, denn: „Um die logische Form darstellen zu können, müssten wir uns mit dem Satz außerhalb der Logik aufstellen können, das heißt außerhalb der Welt.“¹⁴ Wir müssten also über der Sprache und der Welt stehen, um zu beschreiben, wie sie zusammenhängen. Damit würden wir jedoch den oben erwähnten Unsinn reden. Und so bleibt festzuhalten: „Der Satz kann die logische Form nicht darstellen, sie spiegelt sich in ihm. Was sich in der Sprache spiegelt, kann sie nicht darstellen.“¹⁵ Ein Trost bleibt uns: „Alles, was überhaupt gedacht werden kann, kann klar gedacht werden. Alles, was sich aussprechen lässt, lässt sich klar aussprechen.“¹⁶ Diese Überlegungen führen Wittgenstein zum berühmten letzten Satz seines *Tractatus*: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.“¹⁷

10 Dieses Missverständnis liegt manchen Äußerungen von Kindern zugrunde, z.B.: „Zaun ist ein langes Wort.“

11 „Die Welt ist alles, was der Fall ist.“ (TLP 1)

12 Siehe TLP 3.

13 TLP 4.014

14 TLP 4.12

15 TLP 4.121

16 TLP 4.116

17 TLP 7

So viel zu seiner frühen Philosophie. Nun hat sich Wittgenstein aber – wie jeder gute Philosoph – in seinem Denken weiterentwickelt. Dieser Fortschritt lässt sich gut mit einem Experiment zum Farbsehen anschaulich machen: In Namibia ist der Stamm der *Himba* zu finden. Die Angehörigen dieses Stammes schaffen es mühelos, zwei verschiedene Grüntöne zu identifizieren, die für unsereins nicht zu unterscheiden sind. Umgekehrt ist es uns ein Leichtes, unter einer Ansammlung grüner Punkte einen nicht dazu passenden herauszufinden, den wir als blau bezeichnen. Dies wiederum stellt für die *Himba* eine unlösbare Aufgabe dar!¹⁸

Was können wir daraus lernen? Warum können die *Himba* und wir jeweils bestimmte Unterscheidungen nicht treffen? Weil wir sie nicht sehen! Warum sehen wir sie nicht? Eine Antwort könnte lauten: Weil wir keine Wörter dafür besitzen, weil unsere Sprache diese Differenzierung nicht hergibt. Und warum ermöglicht sie die jeweilige Sprache nicht? Hierauf ließe sich antworten: Wahrscheinlich, weil die Unterscheidung in der jeweiligen Sprachgemeinschaft keine Rolle spielt. Und wenn sie keine Rolle spielt, sieht auch niemand eine Veranlassung, sie jemandem beizubringen.

Dieses kleine Beispiel ist meines Erachtens ein Konzentrat der späten Philosophie Wittgensteins. Wir können vor diesem Hintergrund folgende Kernpunkte seines Denkens festhalten:

1. Wittgenstein erkennt: Wir erlernen die Bedeutung einer Sprache im Gebrauch. Ja, er geht so weit zu sagen, dass die Bedeutung der Gebrauch *ist!*¹⁹ Ihn interessiert nun also nicht mehr vorrangig die Frage, ob oder wie die Sprache mit einer sprachunabhängigen Außenwelt zusammenhängt.
2. Unser Sprechen und Denken sind geprägt von der Tatsache, dass wir je nach Situation unterschiedliche „Sprachspiele“ vollziehen. Sprachspiele können alle möglichen Handlungen sein, die mit Sprache verbunden sind: beten, unterrichten, eine Bestellung im Restaurant aufgeben usw.
3. Diese Sprachspiele sind jeweils eingebettet in eine „Lebensform“²⁰, in eine Art Gesamtzusammenhang, der jedoch – siehe die Differenz zwischen uns und den *Himba* – laut Wittgenstein kein übergreifender ist, sondern je nach Kultur, Milieu, Situation unterschiedlich ausfallen kann.

18 Die beiden Farbkreise finden sich z.B. unter: ueberzeugend-praesentieren.de/blog/wie_wir_farben_wahrnehmen.html [Aufruf am 18.1.2018] oder einfach durch Eingabe der Begriffe *Himba* und *Farbsehen* in eine Suchmaschine.

19 Vgl. Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, in: ders., *Werkausgabe*, Bd. 1 (s. Anm. 7), S. (225-580) 242 ff.

20 „Und eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen.“ (a.a.O., S. 246)

4. Aus dem Letztgenannten ergibt sich: Sprachliche Bedeutung kann nur in einer *Sprachgemeinschaft* erzeugt werden. Wir sagen: Sie beruht auf *Intersubjektivität*. Ein einziger Mensch kann nicht für sich allein eine Sprache erlernen und sprechen. Um zu erkennen, ob Sprechen und damit Denken Sinn ergibt, bedarf es äußerer Kriterien.

Um es noch einmal auf den Punkt zu bringen: Wir erkennen nur, was wir denken können. Wir können nur denken, was wir inmitten unserer Lebensform aussprechen können. Wir können nur aussprechen, was wir gelernt haben. Und wir haben nur das erlernt, was unsere individuelle Gemeinschaft uns anbietet. Der Philosophie bleibt laut Wittgenstein nur die Aufgabe, den Sprachgebrauch zu beschreiben und Scheinprobleme zu beseitigen, die entstehen, wenn eben dieser Gebrauch nicht beachtet wird.

... und was wir von ihm lernen können bzw. nicht lernen sollten

Was also können wir von Wittgenstein lernen, wenn wir die Ansicht vertreten, dass wir uns die Erweiterung der geistigen Grenzen anders vorstellen müssen als die Erweiterung der natürlichen Grenzen?

1. Um es in Wittgensteins eigenen berühmten Worten zu sagen: „*Die Grenzen meiner Sprache bedeuten*

die Grenzen meiner Welt.“²¹ Wenn wir aufs Ganze gehen, müssen wir uns über die Merkwürdigkeit im Klaren sein, dass sich die Sprache in diesem Ganzen befindet und das Ganze wiederum nur sprachlich zu erfassen ist. Ein Naturwissenschaftler kann in seinem Labor eine Pause machen, die Messinstrumente abschalten, sie betrachten und über den Versuchsaufbau nachdenken. Vielleicht wird er zu dem Ergebnis kommen, dass eine Apparatur verfeinert oder gar durch eine andere ersetzt werden muss. Ein portugiesischer Seefahrer konnte bei Schwierigkeiten mit seinem Schiff einen Hafen anlaufen, das Schiff verlassen und auf dem Trockendock bei der Reparatur zuschauen. Wenn wir uns aber als Philosophen mit dem sprachlich verfassten Denken befassen, ist uns dies nur möglich, indem wir sprachlich denken. Wir können dieser Tätigkeit nicht gleichsam aus der Vogelperspektive als unbeteiligter Beobachter zusehen. Mit einem berühmten Bild des Wissenschaftstheoretikers Otto Neurath ausgedrückt: Wir müssen unser Schiff umbauen, während wir uns mit ihm auf hoher See befinden.²² Das Kartographieren des Denkens ist selbst

21 TLP 5.6 (Hervorhebung im Original)

22 Siehe dazu bspw. Karl Popper, *Objektive Erkenntnis: ein evolutionärer Entwurf*, Hoffmann und Campe: Hamburg 31995, S. 61.

ein Denkakt. Wir können die Landkarte unseres Denkens nur zeichnen, indem wir dieses immer wieder auf sich selbst zurückspiegeln. Diese Landkarte des Geistes müsste also – bildlich gesprochen – eine Karte im Maßstab 1:1 sein!²³

2. lehrt uns Wittgenstein: In der Philosophie kommt es vor, dass Grenzen, die bereits erweitert wurden, wieder enger gezogen werden müssen. Es kann durchaus einen Fortschritt darstellen, bereits erobertes und sicher geglaubtes Terrain wieder preiszugeben. Und zwar dann, wenn wir durch immer wieder neue Anläufe der Sprachkritik unseren Umgang mit Begriffen bedenken und ihn gegebenenfalls verändern. Die Disziplin, die sich mit derartigen Problemen befasst, wird *analytische Philosophie* genannt. Sie hat in den letzten Jahrzehnten – im wahrsten Sinne des Wortes – enorm an Bedeutung gewonnen. Analytische Philosophen streben nicht nach dem großen metaphysischen Wurf, sie wollen uns keine tiefe Einsicht in den letzten Grund der Welt vermitteln. Während der Philosoph Karl Popper vor Jahrzehnten noch mutmaßen konnte, die am weitesten verbreitete Berufskrankheit der Philosophen sei

²³ Karten dieser besonderen Art kommen in der Belletristik mehrfach vor, u.a. in den Werken von Jorge Luis Borges, Lewis Carroll und Michael Ende.

der Größenwahn,²⁴ laufen demgegenüber die Vertreter der analytischen Philosophie höchstens Gefahr, der kleingeistigen Pedanterie beschuldigt zu werden.

Unabhängig davon, wie wir zur analytischen Philosophie stehen, wird es an dieser Stelle Zeit, ihre Anregung aufzunehmen und den Begriff des Denkens aufzuhellen. In einer ersten Annäherung können wir festhalten: Denken ist ein Vorgang und besitzt einen Inhalt. Ich beschränke mich hier auf sprachlich verfasstes Denken²⁵ und definiere es als das bewusste Ausführen kognitiver Handlungen nach bestimmten Regeln. So viel zum Vorgang. Aber natürlich denken wir mit dem Ziel, etwas zu erkennen, also Wissen zu erwerben.

Aber was ist Wissen? Die Standard-Antwort seit Platon lautet: Wissen ist gerechtfertigte, wahre Überzeugung. Wenn ich z.B. sage: „Am 19. Oktober 2017 hat es in Moskau geregnet“, kann ich nur dann ernsthaft behaupten, dies zu wissen, wenn:

²⁴ Karl Popper, *Objektive Erkenntnis* (s. Anm. 22), S. 41 f.

²⁵ Die Frage, ob es auch ein sprachunabhängiges bzw. vor- oder metasprachliches Denken gibt, soll uns also an dieser Stelle nicht beschäftigen. Dass ein derartiges Denken existiert, wird nicht in Abrede gestellt. Nur bringt uns das hier nicht weiter. Auch ein nicht-sprachliches Denken muss beschrieben werden können, damit es argumentativ eine Rolle spielen kann, und Argumente – zumindest gute – basieren auf Sprache.

1. ich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugt bin,
2. ich Gründe für meine Überzeugung angeben kann,
3. die Aussage auch tatsächlich wahr ist.

Gedankenexperiment

Um zu zeigen, dass Philosophen auch noch an den allerevidentesten Einsichten zweifeln, sei hier kurz ein Gedankenexperiment referiert, das von dem US-amerikanischen Philosophen Edmund Gettier entworfen wurde²⁶:

Alfred und Berta haben sich beide für dieselbe Stelle beworben. Die Personalchefin des Unternehmens, das die Stelle anbietet, ist eine gute Bekannte von Berta. Sie teilt ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, dass Alfred die Stelle bekommen werde. Außerdem hat Berta während des Wartens auf das Einstellungsgespräch beobachtet, wie sich Alfred 100,- € in die Hosentasche gesteckt hat. Vor diesem Hintergrund besitzt Berta gute Gründe für die Annahme

- (a) „Alfred wird die Stelle erhalten und außerdem hat er 100,- € in seiner Hosentasche.“

Daraus folgt die Aussage:

- (b) „Derjenige, der die Stelle erhalten wird, hat 100,- € in seiner Hosentasche.“

Aber es kommt anders: Berta wird die Stelle bekommen! Außerdem hat sie nicht gemerkt, dass ihr jemand 100,- € in die Hosentasche gesteckt hat. Das heißt: Die Aussage (b) ist wahr, obwohl die Aussage (a), aus der auf (b) geschlossen wurde, falsch ist. Können wir nun noch sagen, dass Berta *weiß*, dass (b) der Fall ist? Offensichtlich nicht. Oder vielleicht doch?²⁷ Wie auch immer: Eine allseits akzeptierte Alternative zum überlieferten Begriff des Wissens hat die Philosophie noch nicht zu bieten. Die Dinge werden also immer komplizierter statt einfacher! Während Sokrates noch sagen konnte: „Ich weiß, dass ich nichts weiß“, müssen wir heutzutage zugeben: „Ich weiß nicht einmal, dass ich nicht weiß, was Wissen ist!“ Anders als die Physik oder die Biologie scheint die Philosophie also in den vergangenen Jahrhunderten keinen Fortschritt gemacht zu haben. Ein Umstand, der gern als „Skandal der Philosophie“ bezeichnet wird.

Liegt es dann angesichts derartiger Verwirrungen nicht nahe, Wittgen-

²⁶ Näheres dazu bei Georg W. Bertram (Hg.), *Philosophische Gedankenexperimente*, Reclam: Stuttgart 2016, S. 157 ff.

²⁷ Denken Sie z.B. an Johann Peter Hebels wunderbare Kalendergeschichte *Kannitverstan*: Der Handwerksgehilfe, der kein Niederländisch beherrscht, bastelt sich in seiner Imagination das Schicksal eines vermeintlichen Herrn, der seinen Reichtum nicht mit ins Grab nehmen kann. Durch seine Irrtümer gelangt er also zu einer tiefen Wahrheit!

steins Rede von der Vielfalt der Sprachspiele zu akzeptieren und den Zerfall eines einheitlichen Weltbildes zu akzeptieren? Viele Philosophen sind ihm in dieser Wende nicht nur gefolgt, sie haben ihn sogar noch zu übertreffen versucht. Ihr Heil und das ihres Denkens sahen sie darin, Wahrheitsansprüche so weit zu beschneiden, dass sie im besten Fall noch für einzelne Gruppen von Bedeutung sind. Damit aber sind wir an einem Punkt angelangt, an dem wir in der Werkzeugkiste der Philosophie nach einem geeigneten Instrument suchen sollten, mit dem wir derartige Erosionserscheinungen aufhalten können. Während die Handwerker der Physik, der Seefahrt und der Kartographie im Rahmen der Vermessung der Welt handfeste Gerätschaften zur Verfügung stellen konnten, stehen für die philosophischen *Mundwerker*²⁸ geistige Hilfsmittel in Form bestimmter Argumentationsfiguren bereit. Eine dieser Figuren – vielleicht die wichtigste – lässt sich sogar konkret anschaulich machen: als Spiegel. Wir müssen nicht immer auf komplizierte logische Verfahren zurückgreifen, wenn wir die Schlüssigkeit philosophischer Aussagen beurteilen wollen. Oft genügt es, einem Gesprächspartner, der ein Argument vorbringt, den Spiegel vorzuhalten. Wir werden ihn dann nur dazu auffordern, seine Aussagen auf diese selbst reflektieren zu lassen. Diese Stra-

28 Mit der Unterscheidung zwischen Hand- und Mundwerkern wird eine Redeweise des Wissenschaftsphilosophen Peter Ja-nich aufgegriffen.

tegie soll im Folgenden Verwendung finden.

Abschied vom Geheimnis: Konstruktivismus, Dekonstruktion und Postmoderne

Die Strömungen des so genannten Konstruktivismus und der Dekonstruktion bzw. der Postmoderne bilden Musterbeispiele dafür, wie sich Ansprüche auf Geltung auflösen können, wenn wir diese mit sich selbst konfrontieren.

In aller Kürze sollen hier die drei Strömungen charakterisiert werden: Die grundlegende Aussage des *Konstruktivismus* besteht darin, dass all unser Wissen auf einem Denken beruht, das als Konstruktion zu bezeichnen ist. Wir besitzen also kein wirkliches Wissen von einer Wirklichkeit an sich, sondern haben nur unsere Konstruktionen, die wir – mit welchen Methoden auch immer – errichtet haben. Ob es eine Welt jenseits unserer Gedankengebäude überhaupt gibt, ist damit letztlich unerheblich. Die Frage nach der Wahrheit wird zu einer Frage nach der erfolgreichen Bewältigung der Aufgaben, die sich unserem Handeln stellen. Ein Beispiel: Wir wollen von einem Dorf A zu einem Dorf B wandern und müssen dabei mitten durch einen Wald gehen. Laut Konstruktivismus besitzen wir dann eine tragfähige Erkenntnis dieses Waldes, wenn wir ihn durchqueren können, ohne andauernd an Ästen hängen-

zubleiben oder über Wurzeln zu stolpern, und natürlich: wenn wir uns nicht in ihm verirren, sondern tatsächlich nach B gelangen. Was dieser Wald abgesehen von unseren Handlungszielen *an sich* ist, spielt keinerlei Rolle.²⁹ Die Grenzen des Denkens sind damit klar benannt. Zugleich erübrigt sich die Frage nach einem jenseits des Denkens liegenden Geheimnis.

Holen wir nun unseren Spiegel aus der Werkzeugkiste und halten ihn dem Konstruktivismus vor: Wenn also alles Wissen auf der Konstruktionsleistung des Denkens beruht, ist der Konstruktivismus als Theorie auch nichts anderes als eine Konstruktion. Aber wer ist dann der Konstrukteur? Die beste Antwort lautet: Wir! Aber sind *wir* (oder welcher Konstrukteur auch immer) dann auch konstruiert? Falls nicht, ist der Konstruktivismus keine umfassende Theorie, da an einer entscheidenden Stelle eine Lücke klappt. Falls doch, löst sich alles in Unsinn auf, da wir ja dann überhaupt keinen ursprünglichen Konstrukteur mehr identifizieren könnten.

Nicht besser steht es um die Theoriebildung der so genannten *Postmoderne*. Sie beruht auf der Überzeugung, dass es viele Perspektiven auf die Welt gibt, die gleichberechtigt nebeneinander stehen. Keine ist vor der anderen ausgezeichnet. Nehmen wir wieder den Spiegel zur Hand: Wenn

ein postmoderner Denker alles relativiert, dann muss er dies auch mit Blick auf die eigene Theorie tun. Wer der Auffassung ist, Erkenntnis und Denken seien eng beschränkt, kann diese Auffassung nur in Bezug auf die *eigene* Beschränktheit vertreten.

Noch schlimmer ist es um die Schlüssigkeit der *Dekonstruktion* bestellt. Dieser Begriff bezeichnet ein ursprünglich in der Literaturwissenschaft beheimatetes Verfahren, das dem Anspruch entgegensteht, Texten so etwas wie einen durchgängigen Sinn abzugewinnen. Jede Sinndeutung soll vielmehr sofort wieder hinterfragt und durchkreuzt werden. Wenn wir nun den Horizont erweitern und die Gegenstände in der Welt als Text betrachten, ergibt sich von selbst ein ... ja was? Jacques Derrida, der Begründer und prominenteste Vertreter der Dekonstruktion, lehnte selbst die Bezeichnung „Methode“ für sein Vorgehen ab. Was immerhin konsequent war, weil ja dann deren Sinn erläutert werden müsste. Was nicht möglich wäre, da wir diese Erläuterung selbst sofort wieder in Frage zu stellen hätten.

Wer diese Auffassung von Sprache und Denken vertritt, der müsste eingestehen, dass damit letztlich nicht länger der Anspruch erhoben werden kann, gültige Aussagen über die Welt zu formulieren. Die *Ordnung der Dinge* – so der Titel eines bekannten Buches des französischen Philosophen Michel Foucault – wäre damit

²⁹ Die diesem Denken zugrunde liegende Wahrheitstheorie ist eine pragmatische bzw. pragmatistische.

ein Produkt sprachlicher Willkür. Genüsslich zitiert Foucault eine bei dem argentinischen Schriftsteller Jorge Luis Borges zu findende Einteilung der Tiere, die angeblich in einer alten chinesischen Schrift zu lesen ist:

„a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen“³⁰.

Die Rede von einem Geheimnis gäbe hier nur noch Anlass zur Belustigung!

Mit Blick auf unser Thema gilt als Zwischenergebnis festzuhalten: Der Gefahr, jenseits der Grenzen des Denkens Unsinn vorzufinden, entgeht man nicht dadurch, dass man denselben bereits *diesseits* der Grenzen produziert. Den Radius des eigenen Denkens zu eng zu ziehen, ist also nicht von vornherein besser, als die Metaphysik allzu weit ausufern zu lassen. Wer allen den Boden unter den Füßen wegziehen will, reißt eben auch sich selbst in den Abgrund. Es muss also ein sicheres Fundament unseres Denkens und Wissens geben. Wie können wir es errichten? Ein gängiges Rezept seit René Descartes

ist: Indem wir an den Nullpunkt zurückgehen. Indem wir uns gleichsam an die Quelle selbst begeben. Mit anderen Worten, wir sprechen den unbezweifelbaren und unbestreitbaren Satz aus: „Ich denke.“ Sollten wir dann geklärt haben, was unter dieser Aussage zu verstehen ist, können wir uns – bildlich gesprochen – auf dem Bewusstseinsstrom treiben lassen, der hoffentlich irgendwo ins offene Weltmeer münden wird.

Die Idee, zunächst und vor allem nach dem *Ich* zu fragen, das da denkt, bildet das Programm der so genannten *Philosophy of Mind* (ins Deutsche nicht ganz genau mit *Philosophie des Geistes* übersetzt). Kaum eine Teildisziplin der Philosophie hat in den letzten Jahren einen derartigen Aufschwung erfahren. Ein wenig erinnert sie an Lawrence Sternes Roman *Tristram Shandy*, in dem uns der Titelheld die Geschichte seines Lebens erzählen will und doch in seiner weitschweifigen Schilderung über den Tag seiner Geburt nicht hinauskommt. Auch die Philosophie des Geistes vermag die Zweifel darüber nicht zu zerstreuen, in der Weltdeutung nicht über das eigene Ich hinauszugelangen. Wie auch immer: Wer hat noch nicht über jenes geheimnisvolle Etwas namens *Ich* nachgedacht, das unsere Identität über die Zeit unseres Lebens hinweg garantiert? (Fortsetzung folgt) □

Dr. Michael Großmann ist Mitglied im Vorstand des *Bundes für Freies Christentum*. Er promovierte zu Immanuel Kants praktischer Philosophie

30 Michael Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, Suhrkamp: Frankfurt a.M. 1974, S. 17.

Buchbesprechungen

✦ Kirche als Therapiegruppe?

Dankwart Kirchner, *500 Jahre Reformation. Wie könnte es weitergehen? Vorschläge zur Erweiterung der Freiheit eines Christenmenschen*, Books on Demand, Norderstedt 2018, 139 Seiten (ISBN 978-3-7458-6988-0), kt., 19,90 Euro.

Dankwart Kirchner, Jg. 1941, nach Musik- und Theologiestudium Musik- und Gruppenpsychotherapeut an Berliner Kliniken, widmet sich in seinem Buch der Frage, wie die vor 500 Jahren begonnene Reformation fortgeschrieben werden sollte. Nach seiner Sicht müsste man sich in den christlichen Kirchen und Gemeinschaften dabei auf die Behebung des „Mangels an Emotionalität“ konzentrieren (S. 5).

Dass die christliche Verkündigung heute viele Menschen nicht mehr erreicht, führt Kirchner vor allem auf die Vorstellung von „zwei gänzlich verschiedenen Sphären“ zurück – sei es die von Gott und Welt, Geist und Fleisch oder Gut und Böse, womit oft der Satan als „Versucher zur Sünde“ (S. 46) verknüpft werde.

Demgegenüber macht Kirchner unter Berufung auf Rudolf Bultmann geltend, dass der heutige Mensch „sich als ein einheitliches Wesen versteht, das sich selbst sein Empfinden, sein Denken und Wollen zuschreibt“ (S. 80). Insofern sich damit der Gedanke erledigt habe, „dass der Mensch von der Sünde und dem Teufel verklavt wird“, sieht Kirchner den Menschen dazu befreit, unverstellt seine Gefühle wahrzunehmen (S. 113).

In diesem Sinne plädiert er dafür, die Reformation wie folgt weiterzuführen und

damit die „Freiheit eines Christenmenschen“ zu erweitern: Die auf der Heiligen Schrift und der Verkündigung basierende Kirche soll sich zu einer „Gemeinde von individuellen Glaubenden“ fortentwickeln, „die nicht nur historisch-kritisch die Bibel lesen können, sondern auch zur Kenntnis genommen haben, was an Schrifttum [Texte von Qumran, gnostische Schriften von Nag Hammadi; W.Z.], an Bildern, an archäologischen Kenntnissen und an Methoden, biblische Texte zu lesen, hinzugewonnen wurde“ (S. 126). In diesem Zusammenhang sind lesens- und bedenkenswert Kirchners Ausführungen über die nachträgliche Einführung der Gestalt Satans in alttestamentliche Überlieferungen zur Entlastung Gottes (S. 35-43) und die religionsgeschichtlichen Erläuterungen zu Aschera als göttliche Paargenossin Jahwes, des Gottes Israels (S. 64-69).

All das hat sicher sein gutes Recht in einer heutigen christlichen Gemeinde, gerade in einer solchen, die sich einem liberalen Christentum verpflichtet weiß. Jedoch dürfte eine christliche Gemeinde keine Zukunft haben, wenn sie ihre Hauptaufgabe darin erkennt, „emotionale Erlebnisse“ zu reflektieren sowie „gefühlsbedingte Konflikte“ miteinander zu besprechen (S. 126).

Bei Kirchner scheint Gott nur noch ein Gegenstand der Kritik zu sein (ebd.). Was Jesus betrifft, so sei vor allem Trauerarbeit zu leisten, weil die Naherwartung von dessen Wiederkunft enttäuscht wurde (S. 127 f.). Vom Heiligen Geist behauptet der Autor schließlich, dass dieser „durch den Wechsel vom antiken Weltverständnis zum neuzeitlichen abhandengekommen“ (S. 128) sei.

Um uns über unsere Gefühle auszutauschen und den angemessenen Umgang

damit zu bedenken (S. 132), mag eine Therapiegruppe hilfreich sein. Kirche darauf reduzieren zu wollen, kommt allerdings einer Selbstaufgabe gleich. □

Prof. Dr. Werner Zager

✦ Der Gottesdienst der Zukunft?

Werner Zager (Hg.), *Hier stehen wir – können wir auch anders? Reformation und Aufklärung: Impulse für den Gottesdienst*, Evang. Verlagsanstalt: Leipzig 2018, 167 Seiten (ISBN 987-3-374-05634-7), kt., 24,00 Euro.

Die hier abgedruckten Aufsätze gehen auf die Jahrestagung des *Bundes für Freies Christentum* im September 2017 in der St. Remberti-Gemeinde in Bremen zurück. Im Fokus des von Werner Zager, Präsident des *Bundes*, herausgegebenen Bandes steht das Verhältnis zwischen der *Reformation*, deren 500-jähriges Jubiläum die Evangelische Kirche 2017 feierte, und der *Aufklärung*. „Hier stehen wir“ erinnert an Luthers Standfestigkeit. „Können wir auch anders?“ fragt danach, wie der evangelische Gottesdienst der Zukunft aussehen könnte.

Der erste Beitrag von Alf Christophersen, Professor für Systematische Theologie an der Universität Wuppertal, trägt den Titel „Liberaler Protestantismus zwischen Reformation und Aufklärung“. Christophersen macht eine *tour d'horizon* durch wichtige Denker der modernen Philosophie und Theologie, darunter Kant, Schleiermacher, Hegel, von Harnack, Charles Taylor usw. und fragt, ob Luther ein Vorläufer der Aufklärung gewesen sei. Christophersen verneint die Frage. Neu

seit der Aufklärung sei die Notwendigkeit, einen Sachverhalt für andere Personen verständlich und nachvollziehbar zu machen. Der Glaube müsse sich auf das Denken einlassen und habe seinen Status der Unangreifbarkeit verloren.

Andreas Rössler hat einen Aufsatz über „Die Religion der Wahrheitsliebe“ beigesteuert. Das reformatorische Christentum sei zunächst eine Religion der Freiheit (Christus befreit zur Freiheit), aber auch der *Wahrheitsliebe*. Dieser Ausdruck sei besser als *Wahrheit* oder *Wahrhaftigkeit*, denn weder könnten Christen Anspruch auf „die Wahrheit“ erheben noch Anspruch darauf, stets wahrhaftig zu sein. Wahrheitsliebe impliziere nur das Streben und Suchen nach der Wahrheit, ohne die Sicherheit, sie je umfassend zu erreichen. Allerdings sei auch die These, es gebe keine objektiven, sondern nur rein subjektive Wahrheiten, fehlgeleitet, da auch diese These anmaßend sei. Rössler fragt dann nach dem Verhältnis von Wahrheit und Einheit und kommt zu dem Schluss, dass Einheit um jeden Preis die Wahrheit kompromittieren kann. Wahrheit sei aber auf jeden Fall mit „Liebe“ zu verknüpfen. Eine trostlose, brutale Wahrheit, die ohne Liebe verabreicht wird, dient der Wahrheitsliebe nicht. Zur Wahrheit gehört auch der Zweifel, weil echte Wahrheitsliebe immer das Recht zu zweifeln einschließt. Schließlich befasst sich Rössler mit dem Verhältnis von Wahrheit und Wort Gottes. Das Wort Gottes ist Wort der Wahrheit und kommt zu uns auf dreierlei Weisen: (1) in Jesus Christus, (2) in dem von ihm Zeugnis ablegenden biblischen Text und schließlich (3) in der mündlichen Verkündigung.

Wolfgang Pfüller fragt in seinem Beitrag: „Predigt als religiöse Rede oder

als Verkündigung des Wortes Gottes?“ Pfüller zufolge wird die Predigt nach reformatorischem Verständnis auch heute immer noch als Verkündigung oder doch wenigstens als Geschehen des „Wortes Gottes“ verstanden. Dem stellt Pfüller die Position Wilhelm Gräbs gegenüber, der Predigt schlicht als „religiöse Rede“ verstanden wissen will.

In seinem Beitrag „In Gottes Gegenwart“ befasst sich Ingo Zöllich mit dem Thema „Beten und Bekennen“ und meint, bezogen auf das Vaterunser und das im evangelischen Gottesdienst ebenfalls gesprochene Apostolische Glaubensbekenntnis, dass „wir auch anders können“, womit er sich aber nur auf die Pfarrer bezieht, nicht jedoch auf die Gemeinde, die doch meist zu akzeptieren habe, was ihr von Pfarrern vorgegeben werde. Pfarrer sollten die Diversität in ihren Gemeinden berücksichtigen, so Zöllich, und möglichst viele Hörer und Hörerinnen sollten dem Vaterunser und auch dem Credo zustimmen können.

Jan Hermelink schreibt zum Thema „Abendmahl – Inszenierung von Kirche zwischen reformatorischer Dogmatik und aufgeklärter Mündigkeit“. Für den an der Universität Göttingen Praktische Theologie Lehrenden gilt die These, dass der Vollzug des Abendmahls in der Regel vor der Deutung des Abendmahls steht. Denn für die Gläubigen ist die Teilnahme am Abendmahl oft existenziell wichtiger als das, was es für sie *theologisch* bedeutet. So kann die Frage, ob man überhaupt an der Abendmahlsgemeinschaft teilnehmen darf oder nicht, größere Bedeutung gewinnen als die Frage, wie denn das Verhältnis von Wein und Brot zum Blut und Leib Christi zu denken sei. Aus reformatorischer Perspektive stellt das Abendmahl vor allem Gottes Vergebungszusage dar.

Dorothea und Werner Zager äußern sich zum Thema „Undogmatische Texte zu vertrauten Melodien. Impulse zu einer Gesangbuchreform“. Schon seit es evangelische Gesangbücher gibt, habe man sich um Verbesserungen bemüht: Sprache wurde geglättet, Reime bereinigt, schwierige Satzgefüge, Fremdwörter ersetzt usw. Änderungen wurden auch den Bedürfnissen und dem Geschmack der Nutzer angepasst. Ab dem 18. Jahrhundert zog auch der Geist der Aufklärung in die Gesangbücher ein. Dennoch: die Revisionsbedürftigkeit unserer Kirchenlieder zeige sich schon an der Sprache: Vokabeln wie Erbarmung, Freudigkeit, Gnadenbrunn, himmelsüß, Lindigkeit, wunderlieb, himmelan, geduldiglich, gottseliglich oder grausamlich in unseren Gesangbüchern seien teilweise Jahrhunderte alt und muten heute nur noch befremdlich an. Weniger problematisch seien die Melodien, die den Menschen oft ans Herz gewachsen sind. Beliebte und vertraute Melodien sollten erhalten bleiben. Gute Erfahrungen habe man mit neuen Texten auf alten Melodien gemacht.

Helmut Fischer, ehemals Professor für Homiletik und Gottesdienstgestaltung am Theologischen Seminar Friedberg/Hessen, steuert einen Beitrag zum „thematischen Dialog-Gottesdienst“ bei, den er selbst als Pfarrer in der Französisch-reformierten Gemeinde in Frankfurt am Main praktizierte. Nach ersten Versuchen beschloss seine Gemeinde, diese Dialog-Gottesdienste an jedem ersten Sonntag im Monat durchzuführen. Das Thema wurde vorgestellt und von Fachberatern Einführungen aus unterschiedlichen Sichtweisen gegeben. Anschließend befragte der Gesprächslei-

ter die Fachberater und moderierte ein Podiumsgespräch, bevor die Gemeinde sich am Gespräch beteiligte. Bei diesem Dialog ging es weniger um ein Streitgespräch oder darum, unterschiedliche Positionen nebeneinanderzustellen, sondern um ein gemeinsames Suchen nach Lebensantworten, „die uns die Botschaft Jesu zu klären aufgibt“. Dass es bei diesen Gottesdiensten zu keiner Einbahn-Kommunikation von oben nach unten kam, war für einige Gemeindeglieder zwar gewöhnungsbedürftig, aber schließlich ließen sich die meisten Gottesdienstbesucher überzeugen, wie gewinnbringend es sein konnte, aufeinander zu hören, unterschiedliche Ansichten und Argumente gelten zu lassen, den eigenen Gesichtskreis zu erweitern und ein spezielles Problem von allen Seiten zu beleuchten.

Als letzter Beitrag im Jahresband des *Bundes* wurde noch die Predigt in den Band aufgenommen, die Pfarrerin Isabel Klaus zur Tagung in der St. Remberti-Gemeinde hielt. Statt einer traditionellen Bibelauslegung erzählte sie eine fiktive Geschichte mit dem Titel „Luther bei die Fische“, mit der sie die tiefe Kluft zwischen Martin Luther und der Reformation einerseits und der modernen, aufgeklärten Theologie andererseits anschaulich und originell illustrierte. Ihre Predigt kam leichtfüßig daher, war sprachlich kunstvoll und zugleich tiefgründig und aussagekräftig. Die Predigt wurde bereits in Heft 6/2017 von *Freies Christentum* abgedruckt.

Für alle, die an einem modernen und zeitgemäßen Gottesdienst interessiert sind, stellt dieser Jahresband ein geradezu unverzichtbares Desiderat dar. □

Kurt Bangert

✚ Religionspädagogik auch für Erwachsene

Uwe Schauß, „Sag, wie hast du's mit der Religion?“ Ein didaktischer Leitfaden für den Religionsunterricht in der Oberstufe. Calwer Verlag: Stuttgart, 2., erw. Aufl. 2017, 288 Seiten (ISBN 987-3-7668-4445-3), kt., 24,95 Euro.

Uwe Schauß versteht es, in einem weiten Kenntnishorizont (Philosophie, Psychologie, Naturwissenschaft!) den christlichen Glauben in engagierter Arbeit und Auseinandersetzung mit seinen ihm anbefohlenen Jugendlichen in solcher Intensität und Tiefe, aber auch mit solch kritischem Verstand begreiflich zu machen, dass man in Versuchung gerät, ganze zentrale Passagen daraus zu zitieren, was natürlich den Rahmen einer Buchbesprechung sprengen müsste. So bleibt es bei einem bloßen Überblick über den konkreten Inhalt des Buches, aber konkretisiert durch einige Zitate.

Im ersten Kapitel „Grundlagen“ bezeichnen schon die Überschriften, um was es jeweils geht: „Wir wissen viel weniger als wir glauben! – etwas Erkenntnistheorie“, „Der Mensch ist frei wie ein Vogel – im Käfig?“ (zur Anthropologie), „Religion – eine antwortende Haltung zur Wirklichkeit“ (eine Ehrenrettung der Religion gegen den christlichen Offenbarungsmonismus), sowie „Die Frage nach dem historischen Jesus“ als Einführung in die kritische Quellenkunde der Evangelien und in Jesu Reich-Gottes-Botschaft, was anschaulich exemplifiziert wird an zwei Gleichnissen. Schließlich wird die Ethik Jesu anhand der Bergpredigt zum Thema: „Von Jesus [...] werden die Gebote so formuliert, wie sie um Gottes und des Menschen willen ursprünglich gemeint waren“

(S. 77), und in diesem Sinn wollen sie auch konkret verwirklicht werden: „Ein Clou in der Predigt Jesu war doch gerade, dass dann und dort erlebbar wird, was Reich Gottes bedeutet, wann und wo daran geglaubt und entsprechend gelebt wird!“ (S. 78) Besonders aktuell für uns ist die Betonung der Freiheit, die der Glaube eröffnet – ein Motiv, das sich prägend durch das ganze Buch zieht:

Das zweite Kapitel umkreist das Thema „Gott – das Geheimnis der Welt“. Nach einem Überblick über die moderne Religionskritik und ihr Gegenstück, die klassischen Gottesbeweise, wird der Gottesglaube inhaltlich charakterisiert. Als Erstes: Die Bibel schildert uns im Alten Testament Gott als den, der Israel aus der Knechtschaft in die Freiheit geführt hat, was am Text quellenkritisch dargestellt wird. Als Befreier stellt sich daher Gott im Vorspruch des ersten Gebots selber vor, und das heißt: „Wenn der Mensch von einer Sache letzte Orientierung erwartet, sie absolut setzt, sich ihr unterwirft, dann macht er sie zum Abgott. Dagegen streitet das erste Gebot: Keine Macht, keine Idee, keine Institution oder Nation, erst recht kein Vermögen, darf so viel Gewalt über uns gewinnen, dass sie uns unsere Freiheit und damit unsere Menschlichkeit nehmen. Damit richtet sich der Eifer JHWHs im ersten Gebot gegen jede Unterdrückung von Menschen, gegen jede Art von Diktatur, jeden Absolutismus und jede Ideologie.“ (S. 118 f.)

Damit wir uns aber Gott nicht verfügbar machen, wie so oft in der Religionsgeschichte geschehen, setzt sich dieses Kapitel zum Zweiten anhand des Hiobbuches mit Gottes Abgründigkeit auseinander. Denn die Theodizeefrage ist das Problem, das den Gottesglauben

am grundsätzlichen in Frage stellt. Im Hiobbuch wird das am Problem des Zusammenhangs von Tun und Ergehen durchgezogen, der für Hiobs Freunde das Handeln Gottes rechtfertigt: Hiob muss selbst an seinem Elend irgendwie schuldig sein! Dagegen wehrt sich Hiob vehement, bleibt aber dem unbegreiflichen Gott gerade in seiner scheinbar gotteslästerlichen elementaren Anklage zutiefst verbunden. „Der Mensch kann sich zwar Gott in die Arme werfen und eigentlich kann er auch nichts anderes, aber dennoch behält dieser Gott eine dunkle Seite, er bleibt unverfügbar und taugt somit nicht mehr als Garant für die Gerechtigkeit der Welt!“ (S. 142) „Weiter als bis zur Hoffnung kommen wir jedoch nicht.“ (S. 143) Denn es gilt „Der erste Hauptsatz der Theologie: Gott ist unverfügbar!“ (S. 93)

Im dritten Kapitel geht es um die eigentliche Christologie, konzentriert auf die zwei Schwerpunkte Kreuz und Auferstehung. „Das Kreuz Jesu: Gestorben für uns“ – wie ist das zu verstehen? Die Kirche lehrt: für unsere Sünden, „aber man wird doch fragen dürfen und müssen, wie um alles in der Welt das denn zu verstehen sein soll!“ (S. 157). Sühne für Unrecht ist ja im Normalleben möglich. Aber: „Dass ein Gottessohn dies stellvertretend für alle, auch nach ihm lebenden, Menschen getan haben soll, halte ich schwer vereinbar mit dem kritischen Verstand. Vor allem aber scheint mir die Rolle fragwürdig, die Gott in diesem Drama zugewiesen bekommt“: „Die blutige Selbstopferung Gottes in Jesus ist notwendig, so die Deutung, weil der Mensch aufgrund der Unendlichkeit seiner Sünde auch unendliche Strafen verdient hätte. Um der Erlösung des Menschen willen muss Gott an sich selbst in Gestalt seines Sohnes dieses fürchterliche

Strafgericht vollziehen.“ (S. 158) Nein, Jesu Tod lässt sich ganz anders und sehr natürlich verstehen: Er, der in seinem Leben sich den Schwachen und Ausgegrenzten gewidmet hat, weil sein Vatergott nicht auf Stärke und die damit mögliche Gewaltanwendung setzt, er steigt auch in seiner letzten Stunde nicht vom Kreuz herab. „Wirklich helfen kann nur das Ausbrechen aus der Logik von Sieg und Niederlage, von Gewalt und Gegengewalt – echte Entfeindungs- und Liebeskraft also, die Kraft der Schwachen“ (S. 160). In diesem Sinn starb Jesus „für uns“, nämlich als Märtyrer der göttlichen Liebe und Wahrheit.

Was besagt aber dann der Glaube an seine Auferstehung? Die kritische Sondierung der Ostererzählungen ergibt, dass die Auferstehung als Ereignis *historisch* nicht zu fixieren ist, sondern allein der Glaube seiner Jünger. Auferstehung muss als *Symbol* verstanden werden – wofür aber? Die Antwort im Buch ist verblüffend, weil sie sich auf ein Überlieferungselement beruft, das bisher immer nur ganz randständig vermerkt wurde: Der Auferstandene ruft seine Jünger nach Galiläa. Das heißt aber: „Die Botschaft von der Auferstehung soll das Leben verwandeln, deswegen gehört sie mitten ins Leben“ (S. 169) – entsprechend dem Wirken Jesu in seiner galiläischen Heimat. „Es sind unsere alltäglichen Wege, auf denen uns Gott begegnen will! [...] Meine alltäglichen Wege gehend, habe ich Anteil an Augenblicken der Ewigkeit und bin umhaucht vom Atem des Lebens. [...] Und in diesem Alltag, da ist unser Galiläa ...“ (S. 170), und das veranschaulicht der Verfasser schön an den Erzählungen von Jesu Sturmstillung, Speisungswunder und Seewandel (in Mk 4; 6) als eigentlichen Ostergeschichten.

Mit dem allem ist nun die Mitte un-

seres Glaubens gekennzeichnet, was jetzt folgt, sind die notwendigen Konsequenzen daraus. Die erste Folge ist das Entstehen der christlichen Gemeinde, der Kirche. Sie wird im vierten Kapitel zum Thema, typischerweise unter dem Titel „*Der Glaube der Kirche*“ (Hervorhebung von mir). Denn darum geht es in erster Linie, wie die Pfingstgeschichte zeigt. Dabei wird freilich die Gestalt der Kirche zum Problem: Sichtbare oder unsichtbare Kirche, verfasste oder latente? „Die unsichtbare Kirche, [...] als latente Kirche aufgefasst, ist jedenfalls offener, ihr Christus ist größer als jener der in Wahrheit Kleingläubigen, in ihrem Rückzugsgefecht und den Berührungängsten gefangenen selbsternannten Verteidigern des Christentums.“ (S. 197) Entscheidend ist die Bewährung des Glaubens im Alltag, in der Welt. Das wird am Kirchenkampf im Dritten Reich und in der Weltverantwortung für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung in den Jahren nach dem Krieg verdeutlicht.

Ein eigener Abschnitt ist hier dem Thema „Rechtfertigung“ gewidmet. „Das Wichtigste?“ fragt Schauß (S. 221). Das ist sie heute in jenem Kontext wie zu Luthers Zeit nicht mehr, wohl aber bleibt sie der Grund für unsere lebensbestimmende Hoffnung: „Aus Glauben in Glauben“, aus der erfahrenen Treue Gottes kommt unser Vertrauen in seine Güte und damit in sein auch zukünftiges Mit-uns-sein. Diese so begründete Hoffnung macht uns gerecht, trotz unserer Sünde, unseres Getrennt-Seins von diesem Urgrund des Seins. Wir werden zu geduldig und zuversichtlich Hoffenden [...]. Und diese Hoffnung nun lässt uns entschlossen handeln, wissend, dass kluge Maßnahmen gefragt sind, viele kleine Schritte in die richtige

Richtung. [...] Aber zugleich wissen wir auch oder dürfen es vielmehr hoffen und glauben, dass wir in alledem nicht allein sind, sondern, um mit Bonhoeffer zu sprechen, ‚von guten Mächten wunderbar geborgen‘. Erst wenn der Sehnsucht dieses Vertrauen entspricht, ist die Hoffnung ganz. Wie wir in unserem Leben auch sonst uns darüber bewusst sind, dass alles menschliche Planen und Tun zwar wichtig, aber nicht das Letzte ist, so gilt dies erst recht für die entscheidenden Menschheitsfragen.“ (S. 232 f.)

Nach dem Glauben werden im letzten, sechsten Kapitel die beiden anderen nach Paulus bleibenden Größen (1Kor 13,13) abschließend beleuchtet, die natürlich schon das ganze Buch bisher durchzogen: die Liebe und die Hoffnung. Da wird das Ineinander von Selbstliebe und selbstloser Liebe, von Eros und Agape, von Gottesliebe und Nächstenliebe überdacht. „Hier laufen nun also wirklich einige Fäden zusammen: Liebe in diesem Sinne ist das Hinaustreten aus der Ichhaftigkeit und Begrenzung. In der Liebe sein heißt, jenen Perspektivwechsel vollziehen, weg von der Fixierung auf das eigene Glück und gleichzeitig durch das Einswerden mit einer anderen Person in deren Glück glücklich sein. Und es heißt, gleichnishaft in diesem einen Glück sich als geliebt erfahren von Gott als Person oder auch vom Umgreifenden, von der Gesamtwirklichkeit, vom Urgrund des Seins. [...]“ (S. 246 f.)

Damit ist schon das Thema Hoffnung angesprochen, und in ihr liegt die Antwort auf die mit der Überschrift des letzten Abschnitts gestellten Frage: „Sind wir am Ende?“ (S. 250) Das berührt elementare Probleme wie die Alternativen: Zielgerichtete Schöpfung oder ziellose Evolution? Geist oder Materie als Urgrund?“ – Fragen,

auf die der endliche menschliche Geist nur mit Spekulationen reagieren kann und die daher „für die Vernunft auch getrost auf sich beruhen bleiben“ können (S. 263). Nicht auf sich beruhen bleiben kann freilich die uns bedrängende Frage, ob es eine Antwort auf die Endlichkeit und Vergänglichkeit des Menschen wie des gesamten Kosmos gibt. Schon in der Bibel begegnen uns Utopien vom ewigen Friedensreich (Jes 11,1-9), und zur Zeit Jesu – einer Zeit äußerster politischer Ausweglosigkeit – beherrschte die Apokalyptik die Szene als verzweifelte Hoffnung auf ein Ende dieser ganzen korrupten Welt in einem neuen Schöpfungsakt Gottes. Aber dazu urteilt ein von Gottes Liebe geprägter Glaube: „Das Beschwören eines neuen Himmels und einer neuen Erde wäre wirklich nur angesichts des unabwendbaren Untergangs der Welt als letzte Hoffnung erlaubt; bis es aber soweit ist, hat alle Anstrengung der Bewahrung der Schöpfung, also der uns anvertrauten Erde zu gelten!“ (S. 259) Und was unsere individuelle Sterblichkeit betrifft, bleiben wir in der folgenden Spannung: „Es geht mit letztem Ernst einerseits ums Sterben-Können, wenn es so weit ist, wer wollte das leugnen? Aber es geht auch um den Protest gegen den Tod im Namen der Hoffnung!“ (S. 264) – beides aber doch im Bewusstsein, von der umfassenden Liebe getragen zu sein, die das Reich Gottes konstituiert.

Summa: Ingo Baldermann schreibt im Vorwort, er habe dieses Buch „als eine der Oberstufe gewidmete Liebeserklärung“ gelesen (S. 8). Ich denke, es ist darüber hinaus auch eine Liebeserklärung an alle frei denkenden und für neue Wege offenen Christen im Sinne seines Schlussworts: „Glückauf und Gott befohlen!“ (S. 265) □

Wolfram Zoller

Termine

❖ Regionaltreffen des Bundes

Die nächsten Stuttgarter Regionaltreffen finden in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, um 15 Uhr statt. Thema am 9. März wird sein: „Aus Zeit wird Ewigkeit. Rudolf Bultmanns Trauerpredigten“. Referent ist Prof. Dr. Werner Zager. Am 13. Juli spricht Dr. Eberhard Zwink über: „Die Leiblichkeit des Geistigen. Vom mystischen Suchen zur Philosophia Sacra bei Friedrich Christoph Oetinger (1702–1782)“.

Das Regionaltreffen Ost findet am 11. Mai in Leipzig statt; Thema: „Das Wirken Gottes in der Welt.“ Einzelheiten später. □

❖ Jahrestagung des Bundes

Unter dem Motto „Wie frei ist unser Wille?“ steht die diesjährige Jahrestagung des *Bundes für Freies Christentum*, die vom 11.–13. Oktober 2019 im Martin-Niemöller-Tagungshaus der Evangelischen Akademie in Arnoldshain/Taunus (bei Schmitten) stattfinden wird. Es sollen theologische, philosophische, psychologische, biologische und ethische Perspektiven beleuchtet werden. □

Informationen

❖ Internet Newsletter

Seit ein paar Monaten gibt der *Bund* zusätzlich zu unserer Zeitschrift einen kostenlosen Internet-Newsletter für Interessierte und Mitglieder heraus. Wer ihn beziehen möchte, melde sich bitte bei der Geschäftsstelle des *Bundes*. □

Nachruf

❖ Heinrich Frommer verstorben

Im Alter von 84 Jahren verstarb am 1. Dezember 2018 Pfarrer i.R. Heinrich Frommer, der von 1997 bis 2004 Geschäftsführender Vorsitzender des *Bundes für Freies Christentum* war. Darüber hinaus arbeitete er noch bis zum Jahr 2014 in dessen Vorstand mit.

Geboren am 29. April 1934 in Göppingen, war der württembergische Theologe seit 1962 Gemeindepfarrer in Vaihingen an der Enz, ab 1967 Jugendpfarrer in Heilbronn, von 1971 an Gemeindepfarrer in Seißen bei Blaubeuren, seit 1978 Dozent an der landeskirchlichen Fortbildungsstätte Kloster Denkendorf und schließlich von 1987 bis 1997 Gemeindepfarrer in Stuttgart-Vaihingen.

Heinrich Frommer war mit seinem profunden kirchen- und theologiegeschichtlichen Wissen, speziell zur württembergischen Kirchengeschichte, und seinem Talent der freien Rede, aber nicht zuletzt mit seiner zugewandten, stets freundlichen und humorvollen Art ein großer Gewinn für unsere Vereinigung. Wenn er auch in den letzten Jahren nicht mehr an unseren Jahrestagungen teilnehmen konnte, so las er doch mit großem Interesse die Tagungsbände und teilte mir immer seine Gedanken dazu mit. In seinem Brief vom 16. August 2018 schrieb er zum Tagungsband „Hier stehen wir – können wir auch anders?“. „Ich staune also über diese interessante und vielseitige Ausgabe ...“ Und am Ende des Briefs merkte er noch an: „Die Hefte des Freien Christentums sind immer sehr spannend!“

Wir werden Heinrich Frommer als einen Menschen in guter und dankbarer Erinnerung behalten, der sich für das freie Christentum mit Herz und Verstand engagiert hat.

Prof. Dr. Werner Zager

Zitate: Das Geheimnis

„Alles ist Geheimnis, die ganze Natur, ihr Zauber, die Liebe, ihre Beseligung, wie ihre Schmerzen.“

Bettina von Arnim

„Jedes Mysterium erscheint absurd, und doch ist nichts Tieferes, weder Leben noch Kunst noch Staat, ohne Mysterium.“

David Friedrich Strauß

„Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschte ruhig zu verehren.“

Johann Wolfgang von Goethe

„Der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

Friedrich Schiller

„Anfang und Ende der Dinge werden dem Menschen immer ein Geheimnis bleiben.“

Blaise Pascal

„Alles, was wir wissen, bezieht sich auf etwas, was wir nicht wissen.“

Rahel Varnhagen von Ense

„Das eigentliche Mysterium der Welt ist das Sichtbare, nicht das Unsichtbare.“

Oscar Wilde



Bund für Freies Christentum

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis:

Jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Abonnement inklusive Tagungsband: 30 Euro.

Mitgliedsbeitrag:

für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 35 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift und der des Tagungsbands enthalten.

Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Bestellungen an:

Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum,
Felix-Dahn-Straße 39,

70597 Stuttgart;

Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags);

Fax 0711 / 7655619

Email: info@bund-freies-christentum.de

**PVSt DPAG Entgelt bezahlt
E 3027**

Versandstelle Freies Christentum:

Geschäftsstelle des

Bundes für Freies Christentum:

Felix-Dahn-Straße 39

70597 Stuttgart

ISSN 0931-3834

Zahlungen an Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen,

IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37

BIC: ESSLDE66XXX.

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsstelle, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Anschrift siehe 2. Umschlagseite (innen).

